

Oliver Ménard

# DAS HOSPITAL

Thriller

KNAUR 

Die Ereignisse und Charaktere in *Das Hospital* sind frei erfunden.  
Einige Schauplätze des Romans wurden ihren Vorbildern nachempfunden  
oder sind im Sinne der Geschichte vom Autor verändert.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Originalausgabe Februar 2017  
Knaur Taschenbuch  
© 2017 Knaur Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Jutta Ressel  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur GmbH, München  
Coverabbildung: FinePic / shutterstock  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-51972-1

2 4 5 3 1

**Erster Teil**

**SIEBEN**



**W**eiß. Ihre Haut war schneeweiß, durchschimmernd und ebenmäßig wie Porzellan. Er konnte ihre Adern sehen, feine blaue Linien, die sich durch ihren ganzen Körper zogen, Ströme, durch die einmal das Leben geflossen war.

Ihr schwarzes Haar lag ausgebreitet vor ihm. Die schmalen Schultern, ihre langen Beine – sie war fast vollkommen. Oft hatte er sich gefragt, warum sich die Schönheit nur bestimmte Menschen als Gefäß aussuchte, während all die anderen irgendwann an ihrer Mittelmäßigkeit zerbrachen. Am Ende war die Antwort egal. Auch das Schöne musste sterben.

Ihre bernsteinfarbenen Augen hatten den ursprünglichen Glanz verloren, eine milchige Trübung zog sich über die Pupillen. Die Muskeln in ihrem Körper waren erschlafft. Sie lag auf dem Tisch aus rostfreiem Edelstahl und blickte mit halb geschlossenen Lidern starr gegen die Decke, als wollte sie sich ihrer Müdigkeit hingeben und endlich einschlafen.

Mit den Fingern rieb er über seine Manschettenknöpfe, wie er es immer tat, wenn er sich ein besonderes Bild für immer einprägen wollte. Er zog an den Ärmeln seines Hemdes. Der Stoff klebte an seinen Armen, an seinem Rücken, überall. Die Nacht war unerträglich heiß. Es war der wärmste August seit über zehn Jahren. Berlin kochte.

Er stützte sich auf den Tisch. Das gedämpfte Licht der drei Pendelleuchten über ihm umhüllte den toten Körper wie ein transparentes Tuch. Aber das war nur eine Illusion. Mit dem Zeigefinger strich er über ihren Hals. Immer wieder und ganz sanft.

Das menschliche Herz schlägt in der Minute etwa siebenzig bis neunzig Mal. Dann geht es ihm gut. Bei einhundertfünfzig Schlägen beginnt das Herz zu flattern, und bei zweihundertzwanzig Schlägen explodiert es. Er hatte ihren Herzschlag unter seinen Fingern gefühlt. Das sanfte Pochen ihrer Halsschlagader, das erst zu einem Beben, dann zu einem Rasen angeschwollen und genauso schnell wieder erstorben war. Eine Boa constrictor hält ihre Beute so lange umschlungen, bis der letzte Herzschlag verloschen ist und sie nichts mehr spürt. Es war eine angeborene Fähigkeit, ein mitfühlendes Töten, das er bewunderte.

Die Blutergüsse an ihrem Hals glichen rotblauen Schatten mit zwei besonders dunklen, rundlichen Flecken, die vom Abdruck seiner Daumen stammten. Ein sinnloser Tod war schockierend. Er würde sie davor bewahren. Alles war vorbereitet.

Wie still sie vor ihm lag. Vielleicht war sie als Kind ja die Sorte Mädchen gewesen, auf die Eltern stolz sind. Ein wenig aufmüpfig vielleicht, aber auch schön und intelligent. Ihre Klassenkameraden hatten sie insgeheim sicher bewundert. Sie war ein Mensch gewesen, in dessen Nähe sich jeder gerne aufhielt, weil man sich dann selbst wertvoller und wichtiger fühlte. Vielleicht hatte ihre unerträgliche Schönheit auch genervt. Oder ihr übersteigertes Selbstbewusstsein. Oder ihre besserwisserische Art. Vielleicht auch alles von dem. Jedenfalls war sie zu einer hochmütigen Frau herangewachsen. Die drei eingestochenen Tattoos auf ihrem Körper zeugten davon. Sie war überheblich und schön, aber niemand hatte sie auf *ihn* vorbereitet.

Er beugte sich über ihr Gesicht. Er war alles, was sie in ihren letzten Sekunden gesehen hatte. Er war ein Teil ihres Lebens geworden und hatte sie in den Tod begleitet. Der Gedanke

berührte ihn so sehr, dass ihm Tränen in die Augen stiegen. Er legte den Kopf in den Nacken und atmete tief durch. Seinen Gefühlen durfte er sich nicht hingeben. Nicht jetzt. Es blieb ihm nicht viel Zeit.

Die Scheinwerfer eines vorbeifahrenden Autos fielen durch die großen Fenster in den Raum, tasteten die hohen Wände aus Backstein neben ihm ab und glitten über die Stahlträger unter der Decke. So schnell, wie die Lichtstrahlen aufgetaucht waren, verschwanden sie auch wieder. Die Klimaanlage rauschte laut und unregelmäßig, ein ständiges Röcheln und Pfeifen. Seine Lederschuhe knirschten, als er um den Tisch herumging und die Glastür des Kühlschranks öffnete, der neben einem der Fenster stand.

Im Licht der Kühlschrankbeleuchtung stiegen kalte Schwaden auf. Aus dem Tiefkühlfach zog er einen Behälter und brach einen Eiswürfel heraus. Er steckte ihn sich in den Mund und zerknackte ihn mit den Backenzähnen. Der Hemdkragen scheuerte an seinem Hals, schon den ganzen Tag. Er nahm die eine Hälfte des Eiswürfels und rieb ihn über die wunden Stellen. Wasser lief über seinen Nacken. Er mochte das Gefühl der Kälte auf seiner Haut.

Mit einer raschen Bewegung zog er die schweren Vorhänge vor den Fenstern zu. Zweimal drückte er auf einen blau leuchtenden Knopf, der sich in den Fugen des Backsteingemäuers erhob. Sofort warfen die Pendelleuchten unter der Decke ihr Licht um ein Vielfaches verstärkt senkrecht nach unten. Der tote Körper erstrahlte.

Drei Standventilatoren aus Eisen standen um den Edelstahltisch herum. Einer am Kopfende, einer in Höhe der Füße und einer an der Längsseite. Weiße Kabel zogen sich von ihren Sockeln über den Boden. Sie mündeten in einen rechteckigen, blinkenden Schalter.

Er drückte mit der Schuhspitze auf den Lichtpunkt, und ein elektrisches Brummen ertönte. Die dreiflügeligen Rotoren setzten sich in Bewegung, immer schneller und kraftvoller, bis er ihren Drehungen mit den Augen nicht mehr folgen konnte. Der Wind brachte das schwarze Haar der Frau zum Tanzen. Auf und ab. Es gefiel ihm.

Er ging zum Kühlschrankschrank und brach einen weiteren Eiswürfel aus dem Behälter. Er drehte und wendete ihn in seiner Hand. Das half ihm bei der Konzentration. Dann näherte er sich der Frau auf dem Tisch. Der Wind der Ventilatoren zerrte an ihm, brachte den Stoff seines Hemdes zum Flattern, erst schwach, dann immer stärker, je näher er ihr kam.

Ihre wundervollen Lippen waren ihm sofort aufgefallen, als er ihr das erste Mal begegnet war. Ein Laie hätte ihren Mund als voll und symmetrisch beschrieben. Welch eine lachhafte und stümperhafte Einschätzung. Die Feinheiten eines Körpers offenbarten sich nur einem sezierenden Auge. Tatsächlich war ihre Unterlippe ein wenig voller als ihre Oberlippe, nur ein klitzekleiner Unterschied, und doch war die Wirkung gewaltig. Eigenwillig und dominant, fast ein wenig schmolend ließ diese kaum sichtbare Nuance ihr Gesicht wirken. Die Unstimmigkeiten dieses kleinen Details machten ihren Körper in seiner Gesamtheit perfekt. Ihre Lippen waren der entscheidende Schnittpunkt ihrer Erscheinung.

»Ja, die Lippen. Es sind die Lippen. Ich bin mir sicher«, flüsterte er.

Ihr Mund hatte den satten roten Schimmer längst verloren. Aber noch immer wirkten die Lippen leidenschaftlich und verlangend.

Er drehte den tropfenden Eiswürfel zwischen seinen Fingern und beugte sich vor. Vorsichtig rieb er das Eis über ihren Mund und verteilte das geschmolzene Wasser mit dem Zeige-



finger. Die Tropfen sammelten sich in den feinen Falten ihrer Lippen.

»Mit einem wie mir hast du nicht gerechnet, oder? Deine Intelligenz und die Erfahrungen deines ganzen Lebens haben nicht ausgereicht, um mir zu entkommen. Würdest du mir nicht recht geben?« Er erwartete keine Antwort, aber er hörte sich gerne reden. Es vertrieb die Stille. »Wir werden jetzt etwas Einzigartiges vollbringen.« Er nickte der Frau auf dem Tisch zu. »Du und ich. Wir beide.« Er gab seiner Stimme einen sachlichen Klang. Was er vorhatte, duldeten keinerlei Gefühlsregung. Emotionen würden nur ablenken und alles zerstören.

Die Wände des Backsteingemäuers vibrierten sanft. Ein Zug näherte sich dem Haus. Es war nichts Besonderes. In klaren Nächten saß er oft vor der Tür und wartete auf den galoppierenden Klang der Bahn und auf die kaum spürbaren Schwingungen der Gleisstränge. Das Surren und Pfeifen war nun ganz nahe. Das Signalhorn tutete, einmal lang und einmal kurz. Es war zehn Minuten vor Mitternacht.

Er ging zu dem kleinen Beistelltisch aus Metall, der neben der Eingangstür stand. Es war eine dieser Kommoden in Antikweiß, wie sie in den vierziger Jahren in deutschen Arztpraxen üblich gewesen waren. Auf der Ablage hatten sich schwarzbraune Rostflecken gebildet, die von seinem aufgeschlagenen Lederetui kaum verdeckt wurden. Darauf lag ein Rasiermesser. Er nahm es.

Die Griffschalen aus Grenadillholz lagen in seiner Hand, als wollten sie sich an seine Haut schmiegen. Er hielt die Klinge aus Kohlenstoffstahl prüfend vor seine Augen. Scharf geschliffen. Alles in Ordnung.

Bevor der neue Tag anbrach, wollte er fertig sein.



Irgendetwas stimmte nicht an diesem Morgen. Sie konnte es spüren.

Das tiefgrüne Wasser der Spree wurde von den Motoren vorbeifahrender Ausflugsdampfer in starke Wellenbewegungen versetzt. Ein langes schwarzes Stück Holz trieb auf der Oberfläche, umgeben von leeren Getränkedosen und dem Papier einer Chipstüte. Ein paar Touristen liefen in der prallen Sonne über die Uferpromenade und unterhielten sich auf Englisch, Spanisch und Französisch, wobei die Fotoapparate um ihren Hals bei jedem Wort hin- und herschaukelten. Autos fuhren über die Oberbaumbrücke, die im Sonnenlicht tiefgrau und metallisch glänzte. Alles war wie immer an diesem Sonntagmorgen. Und doch war etwas anders.

Julia lehnte sich gegen das Promenadengeländer, spürte den Druck der Streben an ihrer Brust und blickte auf die Wellen. Ihre Stirn war feucht. Mit der Hand fuhr sie sich übers Gesicht und betrachtete die bräunlichen Schlieren aus Schweiß und Make-up an ihren Fingerspitzen. Es war ein heißer August. Gut fürs Geschäft. Eine Bedienung in einem Café, die von sechs Euro die Stunde schwarz auf die Hand in einer Stadt wie Berlin überleben musste, war nun mal auf Trinkgeld angewiesen. Je mehr Touristen, desto besser. So war das eben – ein typisches Studentinnenschicksal.

»Hey, Julia. Nichts zu tun heute?«, rief ein Typ von einem vorbeifahrenden weißen Sportboot zu ihr herüber und winkte ihr zu, während er mit der anderen Hand das Steuerrad weiter nach rechts in Richtung Ufer drehte.

Es war Jo. Eigentlich hieß er Jochen, aber das Kürzel klang natürlich viel hipper, obwohl er schon auf die vierzig zuging und seine beginnende Glatze nur mit einer geschickten Kämmtechnik verbergen konnte. Er hatte einen kleinen Eisladen auf der anderen Seite der Spree und hielt gern bei ihr an. Julia legte die Arme auf das Geländer. »Mann, du weißt doch, dass die Touri-Horden erst in zwei Stunden kommen, wenn sie ihren Rausch ausgepennt haben.«

Er nickte nur und winkte ihr noch einmal zu. Dann gab er so kräftig Gas, dass der Außenborder aufheulte und der Bug des Bootes fast ausbrach. Der Geruch von Benzin hing in der Luft. Jo verschwand in Richtung Brücke, und sein Boot hinterließ Wellen, die kraftvoll gegen die Mauer des Ufers schwappten. »Angeber«, flüsterte Julia.

Angebunden an einem kleinen Steg vor ihr dümpelte das Runderboot von Benno. Er war der Koch des Cafés *Spreezauber*. Eine kleine Flasche Gin und eine durchsichtige Plastiktüte mit ein paar vorgedrehten Joints lagen im Fußraum und schaukelten mit den Bewegungen der Wellen mit. Typisch Benno. Er verbrachte seine langen Mittagspausen gerne allein auf dem Wasser, »weil der Stadtmensch auch mal Freiheit braucht«, wie er immer sagte. Nun wusste sie wenigstens, was er damit meinte. AB UND WEG stand mit roter Farbe auf dem Rumpf des Bootes. Alles klar.

Julia wollte sich gerade umdrehen und in die Küche des Cafés gehen, als ihr das Stück Holz ins Auge fiel, das sie zuvor schon aus einiger Entfernung gesehen hatte. Durch den starken Wellengang war das Brett nun näher gekommen, nur noch knappe zehn Meter war es entfernt. Das Holz wirkte nicht mehr so kantig wie zuvor, eher unförmig und verzogen. Julia beschirmte ihre Stirn mit den Händen und kniff die Augen zusammen. Von dem dunklen Brett gingen zwei weitere

Verstrebungen aus, als würden sie im Wasser ein T bilden, ähnlich einem Querbalken. In der Mitte sah sie einen hellen Punkt, einen runden Fleck, der unter der Wasseroberfläche verzerrt aussah und mal größer, mal kleiner wirkte. Julia erinnerte die Form zuerst an einen löchrigen Fußball, der vollgeseugen mit Wasser in der Spree trieb, dann an eine leckgeschlagene Boje. Aber es half nichts. Sie wusste genau, was sie sah. Es war der Kopf eines Menschen. Kein Zweifel. Vor ihr trieb eine Leiche, die Arme weit vom Körper gestreckt, die Beine unter Wasser.

»Nein. Nein. Oh, nein.« Julia sprach laut und deutlich. Sie konzentrierte sich auf den Klang ihrer Worte, wie sie es immer tat, wenn sie im Hörsaal der Uni vor den anderen Medizinstudenten stand und gegen ihre Aufregung ankämpfte.

»Nein, das kann nicht sein.« Sie schüttelte den Kopf und starrte auf die Schuhspitzen ihrer kaputt gelaufenen Sneakers. Hinter ihrer Stirn spürte sie ein intensives Pochen, das sonst nur auftrat, wenn sich ein Tiefdruckgebiet näherte. Sie legte beide Hände an die Schläfen und schloss die Augen.

Der Wind trug das Lachen einer Frau von der anderen Seite der Spree herüber. Hinter sich hörte sie die schweren Schritte eines Joggers. Die Dunstabzugshaube im Café knatterte. Auf der Oberbaumbrücke hupte ein Auto.

Julia umfasste das Geländer vor ihr. Ihr Unterkiefer zitterte, als sie die Augen wieder öffnete. Eine lächerliche Täuschung, eine irre Phantasie – mehr konnte es nicht gewesen sein. Doch das, was sie vor einem Moment für ein Brett gehalten hatte, war nun so nahe, dass sie noch mehr Details erkannte.

Die Leiche im Wasser musste eine Frau sein, sie trug ein kurzes grünes Kleid. Es klebte an ihr wie eine glänzende, metallische Hülle, unter der sich unförmige Fleischmassen gegen den Stoff aufbäumten, als wollten sie ihn zum Platzen brin-

gen. Das Gesicht der Frau war nach unten gewandt. Ihr Hinterkopf ragte ein wenig aus dem Wasser. Keine Haare. Eine Glatze. Der Körper mochte eins siebzig groß sein, vermutlich schlank, doch im Bindegewebe hatte sich Wasser eingelagert.

Julia registrierte alles mit anatomischer Genauigkeit, wie automatisch. Doch das hier war keine Vorlesung im gut klimatisierten Auditorium maximum ihrer Universität. Das hier war die Wirklichkeit an einem heißen Sonntagmorgen.

Ein Achter ruderte über die Spree. Die Männer in ihren engen blauen Shirts bewegten sich synchron wie Maschinen. Von dem Boot gingen kräftige Wellen aus, die die Tote erfassten, sie noch näher zu Julia trieben. Die rechte Hand berührte nun die Ufermauer, tippte mit den Fingern sanft dagegen – wie jemand, der vorsichtig an eine geschlossene Tür klopft und um Einlass bittet.

Julia holte tief Luft. *Polizei, ich rufe die Polizei. Jetzt, sofort.* Als sie sich umdrehte, stand Benno vor ihr.

»Sag mal, was glotzt du denn da stundenlang aufs Wasser? Wieder Liebesschmerz oder was? Mann, Mann, Mädchen ...« Die Kochmütze hing schief auf seinem Kopf. Er legte die Stirn in Falten; gepaart mit seinen dunklen Augenbrauen verliehen sie seinem Gesicht einen besonders verärgerten Zug. Obwohl es gerade mal zehn Uhr war, hatte seine Schürze schon Fettspritzer an der Brust abbekommen. Er zuckte mit den Schultern. »Also, was ist? Kommst du jetzt? Wir haben zwei Gäste.« Er zeigte auf einen Tisch unter einem Sonnenschirm, an dem zwei Japaner in dunklen Anzügen saßen.

Julia schüttelte den Kopf. »Benno, da schwimmt jemand im Wasser ...«

»Na, das ist ja unglaublich bei diesen Temperaturen.«

»Nein. Eine Leiche. Im Ernst. Da ...« Julia schlug mit der

flachen Hand aufs Geländer. Für einen Moment glaubte sie, dass Benno laut loslachen würde. Doch er blickte sie nur reglos an, als hätte er in ihrem Gesicht eine Veränderung bemerkt. Vielleicht war es ihr Kinn, das noch immer zitterte. Oder ihre Stimme, die auf einmal heiser klang. Benno machte keine Scherze mehr. Er trat ans Geländer und blickte fünf Sekunden lang in die Wellen. Dann drehte er sich um, riss sich die Kochmütze vom Kopf und warf die Schürze auf den Boden. Ein Bein war schon über dem Geländer, als ihn Julia an der Schulter festhielt.

»Was machst du denn da? Was soll das werden?«

Er sah sie über die Schulter an. Seine Lippen waren nur noch schmale Striche. »Na, was meinst du? Willst du die Leiche hier weiter die Spree runtertreiben lassen?« Er deutete mit einer Hand nach rechts auf die Promenade. »Guck nur mal, wie viele Kinder hier unterwegs sind. Das können wir doch nicht machen.«

»Warum rufen wir nicht die Polizei?«

»Das machen wir danach. Ich zieh jetzt erst mal den Körper auf den Steg, und dann legen wir ein Tischtuch drüber. Und fertig.«

Mit einem Satz sprang Benno übers Geländer. Der laienhaft konstruierte Bootssteg mit seinen windschiefen Holzpfählen knirschte unter dem Gewicht des Ein-Meter-neunzig-Mannes. Er wischte sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht und griff nach einem Paddel, das im Boot lag. Die Plastiktüte mit den Joints und dem Gin ließ er beiläufig unter dem Sitz verschwinden.

Julia wusste, dass Benno die Kochschule der Bundeswehr absolviert hatte. Die tote Frau im Wasser hatte ihn überrascht, aber nicht entsetzt. Allem Anschein nach war er immer noch mehr Soldat als Koch.

Breitbeinig stand er auf dem Steg, wie eine Lanze hielt er das Holzpaddel in beiden Händen. Den Griff richtete er nach vorne und schwang ihn hin und her, wobei er den Bewegungen der Leiche im Wasser folgte. Die tote Frau war zwei Meter vom Steg entfernt. Benno ging in die Knie und schob den Paddelgriff mit einer schnellen Bewegung in einen der Träger ihres Kleides. Langsam zog er die Leiche heran. Dann ließ er das Paddel fallen, legte sich bäuchlings auf den Steg und zog die Tote an den Achseln aus dem Fluss. Sie rutschte ihm aus den Fingern. Es klatschte, als der Körper wieder ins Wasser fiel. Benno betrachtete seine leeren Hände.

»Mist. Ihre Haut löst sich ab.« Er presste die Lippen aufeinander und packte noch einmal zu. Diesmal formte er beide Hände zu Schaufeln. Zentimeter für Zentimeter hob er die Tote aus dem Wasser. Erst tauchte der Oberkörper auf. Vom Stoff des Kleides perlten Wassertropfen ab, die im Sonnenlicht schillerten und auf den Bootssteg tropften. Es folgten die Beine und die Füße, die sich langsam über die Holzplatten schoben. Die nackten Oberschenkel der Leiche wirkten glasig, die Füße bläulich fahl und aufgedunsen.

Benno nickte Julia zu und zuckte mit den Schultern. »So ein Scheiß. Muss ein Unfall gewesen sein.«

Julia konnte den Blick nicht von der Toten abwenden. Die lachenden Touristen auf den Dampfern. Das Partyvolk mit den klirrenden Bierflaschen auf der Brücke. Und die Leiche, die nun bäuchlings mit angewinkelten Armen ganz still auf dem Bootssteg vor ihr lag. An diesem Sonntagmorgen war alles anders.

An den Zehennägeln der Toten klebten die Reste von grünem Nagellack, brüchig und abgeblättert. Über die Innenseite eines Unterarmes zog sich ein Muster aus blauvioletten Totenflecken. Dazwischen zeichnete sich etwas Graues, Stricharti-



ges ab, das an einen Rahmen erinnerte. Viel zu symmetrisch für Totenflecke. Nun sah Julia auch die hellrote Farbe darüber. Es musste ein Tattoo sein. Der Arm lag so ungünstig, dass sie nur einen Teil erkennen konnte, aber irgendwie erinnerte es sie an etwas.

»Benno, da ist ... was auf dem Unterarm.« Sie deutete auf die rechte Körperhälfte der Toten. »Kannst du sie mal umdrehen?« Benno murmelte etwas Unverständliches.

»Bitte, mach's doch einfach.« Julias Stimme hatte einen flehenden Klang.

Benno legte die Hände auf die Hüften der Leiche und drehte sie mit einem Ruck um. Ihre aufgeschwemmten Hände klatschten mit einem dumpfen Geräusch auf das Holz. Das Tattoo war nun sichtbar.

Eine rote Sieben, umrahmt von einem grauen Rahmen, klebte wie ein Abziehbild am Unterarm. Benno starrte zuerst auf das Tattoo, dann auf das Gesicht der Toten. Er wich einen Schritt zurück und legte die Hände an die Schläfen, als wollte er verhindern, dass sich dieses Bild in sein Gehirn einprägte. »O Gott, das ist doch ... es ist ... wie kann sie es sein? Warum ausgerechnet *sie*?«

Eine Hitzewelle pulsierte durch Julias Kopf, machte ihn blutleer und ließ sie taumeln. Neben ihr klapperte die Kette von einem vorbeifahrenden Rad. Ein Junge warf einen Stein ins Wasser, der mit einem Platschen in den Wellen versank. Sie hielt sich am Geländer fest und flüsterte: »Ja, sie ist es. Sie ist es wirklich. Und es war kein Unfall.«

Die Haut der Toten hing an einigen Stellen schuppig, wie loses Blattwerk von ihrem Gesicht. Ihre Augenlider ruhten verquollen und schwer auf den Pupillen.

Aber dort, wo einst ihre Lippen gewesen waren, klaffte nur noch eine sauber herausgeschnittene Öffnung.

Es waren genau dreiundsiebzig Krawatten. Mal länger, mal kürzer gebunden. Sie hingen über den meist rundlich wirkenden Männerbäuchen und huschten an Christine Lenève vorbei wie flatternde Fahnen. Sie hatte die Schlipsträger gezählt, wie sie es immer tat, wenn aus einer dunklen Ecke ihres Gehirns eine Frage auftauchte, die sie sich unbedingt beantworten musste. Die gefühlten dreißig Grad im Flughafen Tegel schienen die Männer in ihren Anzügen voller Beharrlichkeit zu ertragen. Kein Wunder. Es war ein Flug von Frankfurt nach Berlin gewesen, und die Business-Class mit ihren nach scharfem Rasierwasser riechenden Managern erlaubte sich keine Schwäche. Der oberste Knopf blieb zu. Keine Diskussion. Koffer klapperten über das Rollband, verkanteten sich ineinander, als würden sie sich umarmen. Über Lautsprecher kündigte eine Frau mit fröhlichem Singsang in der Stimme die mehrstündige Verspätung eines Fluges nach Lissabon an. Es roch nach frischer Bodenpolitur, weil eine Putzfrau immer wieder ihren zerschlissenen Wischmopp in einen Plastikeimer tauchte, um eine Ecke des Ankunftsgebietes zu schrubben. Unter den Achseln ihres Arbeitskittels zeigten sich dunkle Schweißflecken.

Vor Christine lag ein kleines Mädchen in einem Blümchenkleid müde auf einem Koffer, sein rechtes Bein zuckte im Halbschlaf. Am liebsten hätte sich Christine dazugelegt, so erschöpft war sie. Aber sie musste wachsam bleiben. Sie wartete auf ihren braunen Lederkoffer mit den messingfarbenen Schnallen, den schon ihr Vater zum Reisen benutzt hatte.

Drei Wochen war sie in Nigeria für eine Fotoreportage unterwegs gewesen. Einundzwanzig Tage zwischen Armut, Korruption und Entführungen. Sie hatte einen ehemaligen Warlord getroffen, war Kindern begegnet, die der Hexerei beschuldigt wurden, und hatte mit Bauern diskutiert, die ihr Land mit Äxten und Macheten verteidigten. Und danach war sie einfach in ein vollklimatisiertes Flugzeug gestiegen, neun Stunden geflogen, umgestiegen und in einer Welt der Maßanzüge und klirrenden Goldkettchen wieder aufgetaucht – eine absurde Welt. Journalistischer Alltag eben.

In einer Schublade ihres Schreibtisches ruhten eingestaubte Urkunden, Journalistenpreise, die sie zwischen klebrigen Bonbons und ausgelaufenen Tintenpatronen achtlos weggesperrt hatte. Für Christine zählte nur die Story. Sie kämpfte um jede Geschichte, verbiss sich in die kleinsten Unstimmigkeiten und gab nicht eher auf, bis alle Antworten sauber sortiert vor ihr lagen – ganz so, als würde sie aus vielen Zutaten ein kompliziertes Gericht kochen. Einer ihrer Chefredakteure hatte sie einmal als unnachgiebige Jägerin bezeichnet, gefährlich und exzellent bis ins letzte Detail. Es war eine Beschreibung, mit der Christine sehr gut leben konnte.

Sie lehnte sich an eine der Säulen. Der unverputzte Beton über ihrem Kopf, der grau gesprenkelte Kunststeinboden und die scharfen Kanten des Gebäudes hatten den Charme einer Lagerhalle. Gerade deshalb liebte sie diesen Flughafen. Seine Kälte und Unnahbarkeit ließ die Ankunftsszenen hinter der Sicherheitsverglasung auf der anderen Seite um so erstaunlicher wirken.

Zwei Seniorinnen mit riesigen Brillen auf der Nase lagen sich in den Armen. Am Ausgang von Gate zwei küsste ein langhaariger Typ seine dunkelhäutige Freundin und blickte ihr dann lange in die Augen. Sie zog ihn an seinen Rastalocken,

lachte laut und presste ihren Kopf an seine Brust. Ein Mann in einem unmodischen Karoanzug verbeugte sich vor einer Frau, spitzte die Lippen und hauchte einen Kuss auf die ausgestreckte Hand der sehr blonden Dame. Kitschiger geht's nicht, dachte Christine, überließ sich aber dennoch dem wohligen Gefühl. So viel Liebe auf einem Platz, das gab es nur auf einem Flughafen.

Viele Jahre lang war Christine durch die Zollkontrolle gegangen, ohne dass auf der anderen Seite jemand auf sie gewartet hatte. Bei ihrem aufreibenden Job hatte sie fast das Leben vergessen. Doch heute war alles anders.

Hinter einer großen Sonnenblume, die für einen Moment hinter dem Fenster der Gepäckausgabe auftauchte, ließ sich ein junger Mann mit lockigem braunen Haar sehen.

Albert. Endlich.

Er richtete die weißen Kordeln seines Kapuzenshirts und kniff die Augen zusammen. Christine wusste genau, wonach er Ausschau hielt.

Sie winkte ihm zu, und in derselben Sekunde lächelte er. Er trat näher ans Glas, legte eine Hand auf die Scheibe und formte mit den Lippen die Worte: Beeil dich.

»Mach ich«, flüsterte Christine zurück.

Seit zehn Monaten waren sie zusammen. Schon zehn Monate oder erst zehn Monate? Sie konnte die Frage nicht beantworten.

Manchmal, wenn sie morgens müde im Bad stand, wunderte sie sich über die fremde Zahnbürste, die auf dem Rand ihres Waschbeckens lag, und dann fiel es ihr wieder ein: Sie war nicht mehr allein. Albert war an ihrer Seite. Ein gutes Gefühl. Auf dem Rollfeld draußen schwangen Lotsen ihre Signalkellen. Die Sonne brannte durch die Fenster, und Christine spürte, wie eine dünne Schweißperle über ihren Nacken lief und

vom Stoff ihrer weißen Bluse aufgesogen wurde. Berlin im Hochsommer. Die Stadt keuchte unter der Hitze.

Zwischen einem silbernen Alukoffer und einem zusammengeklappten Kinderwagen fuhr ihr Lederkoffer auf dem Rollband vorbei. Christine griff zu. Der alte Messinggriff bog sich in der Mitte fast durch, als sie zum Ausgang eilte.

Vor ihr ging ein Mann in einem taubenblauen Anzug, der so laut in sein Handy brüllte, dass es ihr in den Ohren dröhnte.

»Ja, genau ... die *unique selling proposition* ... ganz genau ... und wenn wir das Benchmarking haben, kümmern wir uns um den *free cash flow* ... genau ...« Sein lautes Lachen am Ende des Satzes erinnerte an das Wiehern eines sich aufbäumenden Pferdes. Neben dem Durchgang zur Wartehalle stand der Eimer der Putzfrau, darin ihr Wischmopp. Der Mann stieß mit der Schuhspitze dagegen, und sofort kippte der Plastikkübel um, die Stange fiel polternd zu Boden. Trübes Wasser lief über die Kunststeinplatten. Der Mann registrierte es aus den Augenwinkeln und ging weiter. Die grauhaarige Putzfrau, die nur einen Meter danebenstand, ignorierte er völlig. Die Frau senkte den Kopf. Sie hatte die sechzig deutlich überschritten, und sicher war sie Kränkungen durch die Fluggäste gewohnt. Auf die alltäglichen Ungerechtigkeiten war Verlass.

Christine spürte, wie ihr das Blut in den Kopf schoss. Augen zumachen und weitergehen, das wäre das Einfachste, und genau aus diesem Grund tat sie das Gegenteil.

Sie brauchte nur zwei Sekunden. Schwungvoll wie eine Bowlingkugel führte sie den Koffer in ihrer Hand. Sie traf den Mann genau in den Kniebeugen, und fast synchron ließ er sein Handy fallen. Seine linke Hand ruderte durch die Luft, er versuchte, das fallende Gerät zu greifen, vergeblich. Mit ausgestrecktem Fuß wollte er den Aufprall abfangen. Es war eine

beschämend billige Sporteinlage. Das Handy prallte von seinem Knöchel ab und blieb vor den Füßen der Putzfrau liegen. Unerwartet schnell drehte er sich zu Christine um. Auf seiner vor Wut gekräuselten Stirn perlten Schweißtropfen.

»Können Sie nicht aufpassen? Verdammt.« Er zischte die Worte zwischen seinen schmalen Lippen hervor.

»Schon, aber ich bin wohl über die Stange da gestolpert.« Christine deutete auf den Wischmopp am Boden. »Und dann noch diese Hitze, puh ...« Sie zuckte mit den Schultern und zog die Augenbrauen hoch. Ihre jahrelang antrainierte Geste für Momente, in denen sie besonders unschuldig wirken wollte.

Voller Empörung stieß der Mann die Luft aus und hob sein Handy auf. Die Szene wirkte, als würde er vor der Putzfrau einen Kniefall machen – wie man es im Mittelalter von einem Knappen erwartet hätte, der seiner Königin huldigt. Dieses Bild gefiel Christine. Bevor sie weiterging, lächelte sie der Putzfrau zu, und die lächelte zurück – eine kurze Sekunde zwischen zwei Fremden, die keine Worte brauchten. Dann senkte die Frau schnell wieder den Blick. Das Lächeln umspielte weiterhin ihre Lippen.

Christine verließ die Gepäckausgabe und ließ sich in Alberts Arme fallen. Er presste sie fest an sich. Der Geruch von Gewürznelken stieg in ihre Nase. Dieses Aftershave benutzte er sonst nur an Feiertagen. Seine Bartstoppeln kratzten über ihre Wange. Sie mochte dieses Gefühl. Es fühlte sich schmerzhaft lebendig an.

Albert klemmte sich die Sonnenblume unter den Arm. »Endlich ist meine Frenchie wieder da. Endlich«, flüsterte er ihr ins Ohr. Er strich mit der Hand über ihr Kinn, dann küsste er sie. Frenchie war ihr Spitzname, den Albert seit ein paar Monaten immer benutzte, wenn er emotional aufgewühlt war.

Der Name war eine Anspielung auf Christines Kindheit in Frankreich und ihr Leben in Cancale. So war es nun mal, wenn man bei seinem Vater in einem Haus am Meer aufgewachsen war. Einem Stadtmenschen wie Albert, der nur ungern in ferne Länder reiste, mochte ihre Vergangenheit außergewöhnlich erscheinen. Doch an ihren Spitznamen hatte sich Christine noch immer nicht gewöhnt. Deswegen weigerte sie sich auch, das Spiel der Verliebten mit einer weiteren abstrusen Namensschöpfung zu bereichern. Albert war Albert, und so sollte es auch bleiben.

Er legte die Sonnenblume auf den Koffer, hielt Christine an den Oberarmen und schob sie ein Stück von sich fort. »Lass mal sehen.« Er musterte sie vom Scheitel bis zur Schuhspitze. »Diesmal keine Kratzer und Schürfwunden im Gesicht? Wird unsere Topjournalistin endlich mal ein bisschen vorsichtiger?«

»Niemals.« Mit gespielter Empörung tippte sie mit dem Finger auf eine wunde Stelle an Alberts Handrücken. »Und was haben wir hier? Hat sich unser Wirtschaftsredakteur in meiner Abwesenheit etwa geprügelt?«

Albert betrachtete seine Hand, als sähe er sie zum ersten Mal. »Na, also ... nein, mir ist eine Scheibe Brot im Toaster hängengeblieben, und da habe ich mit einem Messer versucht ...« Er ahmte eine stichartige Bewegung nach. »Und dann bin ich abgerutscht. Blöd.«

»Wie aufregend und unglaublich gefährlich.« Christine wollte gerade Albert die Arme um den Hals legen, als der Mann im taubenblauen Anzug an ihnen vorbeilief.

»Nein, genau ... wir müssen die *human resources* komplett austauschen«, rief er in sein Handy. Abrupt blieb er stehen, als er Christine wiedererkannte. Sein Blick war eine Mischung aus Verachtung und einem Schuss Zorn. Ein Blick, wie ihn

nur ein Alphetier aus dem oberen Management für den täglichen Gebrauch kultivieren konnte. Vielleicht dachte er darüber nach, Christine mit Worten zu sezieren.

»Miststück«, sagte er gerade so laut, dass sie es hören konnte. Nur ein Wort. Enttäuschend. Dann presste er sein Handy wieder ans Ohr und verschwand zwischen Dutzenden elfenbeinfarbenen Taxis, die vor den Ausgängen des Flughafens auf Fahrgäste warteten.

Albert schüttelte den Kopf. »Hast du mal wieder neue Freundschaften geschlossen?«

»Das war die typische Reaktion eines Mannes angesichts meiner Überlegenheit. Dürfte dir nicht neu sein, oder?« Sie schob die Hände in die Taschen ihrer engen Jeans und lachte. Albert nahm ihren Koffer, packte die Sonnenblume am Stil, und dann gingen sie zwischen den bunten Turbanen einer Reisegruppe aus Bangladesch die Halle hinunter. Auf den digitalen Anzeigetafeln flimmerten die Namen weit entfernter Städte wie Moskau, Miami und Riad in leuchtendem Gelb. Vor den Schaltern der Fluggesellschaften standen lange Schlangen von Menschen, die meisten mit angespannter Miene. An diesem Dienstag waren wohl nur wenige Flüge pünktlich.

»Sag mal ...« Albert hob den Koffer so hoch, dass er vor Christines Gesicht hin- und herschaukelte. »Wär es nicht mal Zeit für einen Rollkoffer? Ganz schön schwer, dieses Antikmonstrum.«

»Auf gar keinen Fall. Ich kann Rollen nicht ausstehen. Sie erinnern mich an hölzerne Wackeldackel auf Rädern, die Kinder hinter sich herziehen. Ich finde das stillos.«

»Echt?« Er neigte den Kopf zur Seite.

»Klar.«

Außerdem verabscheute Christine das Geräusch von klappernden Rollen auf Berlins Bürgersteigen. Das Klackklack



nervte sie vor allem zur Sommerzeit, wenn die Touristen in die Stadt einfielen. Aber das war nur ein Teil der Wahrheit. Christine liebte den zerschlissenen Koffer ihres Vaters. Oft war Remy Lenève auf der Schwelle ihres Zimmers in Cancale aufgetaucht, wenn er von einer Reise zurückgekehrt war. In diesen Momenten wurde der Raum immer vom warmen, würzigen Duft seiner Sandelholzseife erfüllt. Den Koffer hatte er in der rechten Hand, sein Lieblingscordsakko in der linken gehalten. Beides ließ er fallen, um Christine in seinen Armen aufzufangen und sie durch die Luft zu wirbeln. Es war ein Ritual, das sie beide feierten und den Trennungsschmerz der vergangenen Tage vergessen machte.

Christine war siebzehn gewesen, als ihr Vater starb. Mit der unheimlichen Energie eines Mädchens, das den Tod eines geliebten Menschen nicht akzeptieren will, hielt sie an all den Dingen fest, die sie an ihn erinnerten.

Heute war Christine achtundzwanzig, und geändert hatte sich daran nichts. Niemals würde sie sich vom Koffer ihres Vaters trennen. Aber sie wollte Alberts Wiedersehensfreude nicht trüben, deshalb behielt sie ihre Gedanken für sich.

Vor einem Zeitungskiosk blieb sie stehen. »Ich brauche meine Gauloises, aber ganz schnell.« Mit vier Schritten war sie vor dem kleinen Kiosk. Zeitungen, Kaugummis, Reiseführer, Schlafmasken und Stoffbären türmten sich vor Christine auf. Hinter dem Tresen stand ein grauhaariger Mann mit Schnauzer und Schiebermütze. Ohne Regung schaute er auf seinen Fernseher, der auf einem wackligen Holzschemel stand. Christine hörte die anfeuernden Männerchöre, die aus dem Lautsprecher drangen. Natürlich, ein Fußballspiel. Sie bat um ihre Zigaretten, und der Mann reichte sie ihr. Dabei wandte er den Blick nicht vom Fernsehschirm ab.

Christine tippte auf die rote Packung vor sich. »Die sind

light.« Sie schob die Zigaretten über den Tresen zurück – so vorsichtig, als würde ein giftiger Skorpion vor ihr liegen. »Sehe ich aus wie jemand, der auf Mädchenzigaretten steht?« Der Mann wandte sich ihr zu und schob seine Mütze ein Stück nach oben. Er verzog den Mund zu einem Grinsen. Im unteren Kiefer fehlte ein Zahn, dafür erinnerte das Funkeln seiner Goldimplantate an eine gut gefüllte Schatzkammer. Mit einer flinken Bewegung zog er die richtigen Zigaretten unter dem Tresen hervor und legte einen Lutscher auf die Packung. »Was zum Naschen, für danach.« Sein Grinsen war noch breiter. Christine legte das Geld auf den Tresen, nahm die Packung und drehte sich um.

Die Sonnenblume lag auf dem Boden, daneben ihr Koffer, und davor stand Albert mit eingefallenen Schultern. Sein Gesicht ähnelte einer steingrauen Maske, als wären all seine Muskeln erstarrt. Nur seine Lippen zitterten. Mit dem rechten Finger zeigte er auf eine Zeitung, die direkt neben Christines Kopf in der Auslage hing. Auf einem grobkörnigen Schwarzweißfoto war die Leiche einer Frau abgebildet. DIE TOTE AUS DER SPREE stand in wuchtigen Buchstaben auf dem Titelblatt.

»Nana ...« Der Name klang wie ein heiseres Räuspern aus seinem Mund. »Nana ist tot.«